

Eine Feier

Autor(en): **Gamper, Gustav**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666219>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hurra, er hat sich erfangen!

Gerettet!

Georg schaut herauf, winkt und — jodelt, was das Zeug hält!

Ich jodle zurück . . .

Dann setzen wir unseren Marterpfad, ungefähr sechzig Meter voneinander getrennt, im Schnecken tempo fort; mit allergrößter Vorsicht und erschöpften Gliedern (auch unsere Nerven übrigens fühlen sich nicht gerade behaglich . . .).

Und endlich — nimmt die Steigung ab!

Wir gelangen öfters auf angewehrte Schneeflecken, wo wir uns entspannen können; das Eis geht in Hartschnee über und — vor uns ein Sattel!

Es ist überstanden!

Grinsend schnauft Georg herauf; seine Hände sind blutig gerissen, auf der Stirne ragt eine Beule . . .

Wir haben aber augenblicklich andere Sorgen: die Rucksäcke auf und — es lebe der Bauch!

Ein Blick auf die Uhr: fast drei Stunden dauerte diese Überquerung, die man im Sommer spielend in zehn Minuten erledigen kann!

Ein winziger Weg, der uns eine Ewigkeit schien.

*

Auf der Rückfahrt wurde ein weiter Bogen um den neckischen Hang gezogen.

Eine Feier.

Von Gustav Gamper.

Ein wolkenloser Neujahrsmorgen erwachte über der Zürcher Landschaft. Schnee und Nebel waren des Nachts von jähem Föhn hinweggefegt worden. See und Ufer leuchteten prächtig auf. Dunkel, seltsam nahegerückt, stand das Gebirg.

Ich ging aus der Stadt nach Kilchberg, einem Dörflein über dem See, wo der Dichter Conrad Ferdinand Meyer lebte. Eine Feier wollte ich begehen, bestätigen jenes Gedicht des Meisters, das Zürichs erhabenes Glockengeläut verewigt.

Entblößten Hauptes, klopfenden Herzens schritt ich an Haus und Garten meines geliebten Dichters vorüber, still hoffend, seiner vielleicht gewahr zu werden.

Nicht weit von Kilchberg, in einem abseits gelegenen Bauernhose, wohnte einer meiner Freunde. Ihn suchte ich auf und begegnete dem soeben durch die Gartenpforte Eintretenden.

„Ich kehre von einem schönen Morgengange zurück,“ sagte er, meinen Neujahrsgruß fröhlich erwidern. „Es hatte mich, wie so oft schon, zu Conrad Ferdinand Meyers Heim gelockt, das ich nie betrachte, ohne mit Verehrung der tiefen Aufrichtigkeit des Dichters zu gedenken, seiner herben, stolzen Art, dem Stoffe innerlichstes Leben abzurufen, wie in strengen Marmelstein seine Verse zu meißeln.“

„Auch ich habe die nahe Gegenwart des Sängers gefeiert!“ rief ich aus.

„Das verleiht dem ersten Tag des Jahres eine Bedeutung, die wir gemeinsam ehren wol-

len. Sie noch zu vertiefen, laß uns nach der Ufenau fahren!“

„O herrlich, herrlich! Wir nehmen die Dichtung ‚Huttens letzte Tage‘ mit!“

„Dies eben lag mir im Sinne.“

In Pfäffikon, das der Insel gegenüberliegt, entliehen wir einen Rachen und ruderten dann gemächlich unserem Ziel entgegen. Der Mittag leuchtete wunderbarlich schwül. Stahlblau prangte die windbewegte Flut.

Wir landeten und schritten rings um die Insel. Freudig rückte unsere Phantasie das Eiland in sommerliche Jahreszeit.

„Hier bietet Schatten ein Eichenhain. Dort grüßt eine Aue, anmutig von Gebüsch umrahmt. Hier schimmert heißer Ufersand, ragt hohes, üppiges Schilf.“

„Und dort, bei den silbernen Weiden, liegst du regungslos im Boot, während der Abend still verglimmt, trittst dann im Dämmerchein zur Kapelle, auf der Bank davor die Nacht zu erwarten. Oder du stehst im Morgentau am Hügel, den der närrische kleine Bau bekrönt, schaußt nach den Gebirgen aus, ruhest zur Mittagsstunde im Wiesengras und starrst auf in selige Bläue. Des leidenden Ritters gedenkst du, seiner letzten, schmerzlich-stolzen Einsamkeit.“

Huttens Gestalt bannte uns innig. Wir beabsichtigten, die Meyersche Dichtung in dem freundlichen Gasthaus der Insel zu lesen, nachdem wir einen Imbiß genommen, zu dem uns das Kloster Einsiedeln vorzüglichen Wein schenken sollte.

Diesem Weine, am Züricher See gewachsen, ist Feuer eigen; seine alten Jahrgänge haben schon südliche Kraft. Wir wurden daran erinnert, daß die Natur unseres zum größten Teil nördlich der Alpen gelegenen Vaterlandes schon Zauber jenseitiger Üppigkeit und Glut zu bergen scheint.

„Unsere blühenden Obstbäume, unsere blauen Seen, unsere sammetdunklen Bauernhäuser mit ihren Geranien und Nelken vor den Fenstern prangen in einer Schönheit, die an Böcklinsche Traumlandschaft gemahnt.“

„Solch geheimnisvolle Schönheit wird noch lebendiger vor die Sinne gebracht, wenn wir aus erhabener Unfruchtbarkeit des Gebirges in ein Seengebiet gelangen. So erinnere ich mich einer Wanderung durch Schnee- und Nebeltreiben. Aus kalter Ede, über Firn und Geröll, über tosenden Gletscherbach, an gekrümmten Urvenbäumen vorüber kam ich in ein graues Felsenhochtal, das von Wildwasser zerrissen, von altgewordenen Lawinen träge versperrt war, und mühte mich abwärts durch moosigen, mit Felsblöcken verwirren Tann. Plötzlich teilten sich die Wolken. Eine sorglich gepflegte Straße nahm mich auf, bald überblendet von sommerlichster Sonne. Es blitzten die Regentropfen. Zwischen Tannen und Lärchen erhoben sich immer mächtiger Laubbäume, klar abgezeichnet vor dem geöffneten Blau des Himmels. Erregte schon der Anblick von Blättern das Gefühl einer fremdartigen Pracht, so wuchs mein Erstaunen, als ich endlich durch fruchtreiche Obstgärten, an brünstig braunen, mit volkstümlicher Kunst verzier-

ten Häusern vorbei zum smaragdnen See trat. Badende erblickte ich, Fähnlein auf sanft gleitenden Rachen, befrachtet mit fröhlicher, sonntäglich geschmückter Gesellschaft. Von stattlichem, altväterischem Gasthof her, aus tiefem Schatten ehrwürdiger Kastanienbäume, vernahm ich vierstimmigen Gesang.“

„Auch ich weiß von mancher ähnlichen Bezauberung, mancher glücklichen Einsicht in die Mannigfaltigkeit unserer Gaue, in denen jeder See seinen ihm allein eigentümlichen Reiz besitzt, jede an den Ufern gegründete Stadt, wo waldige Berge, gewundene Flußtäler, fruchtbare Hügel Anmut und Fülle zeigen.“

Es wäre eine Tat, solchen Reichtum künstlerisch in Gesamtheit zu offenbaren, ein Werk zur Vollendung zu bringen, das Natur und Volk getreu zeichnet, uns Schweizer als von der Heimat göttlich gesegnet erkennen läßt.“

Wir traten vors Haus. Wind rauschte. Drüben stieg der frühe Mond herauf. Helligkeit ward gespenstisch ausgegossen, dann von jäh empor sich reckenden Wolken fieberhaft verzehrt.

„Die Flut rollt!“ riefen wir wie aus einem Munde. „Jetzt zum Hutten!“

Die Gläser wurden von neuem mit dem tiefgründigen Weine gefüllt. Dämonische Wahrheit und Poesie bedrängte und beseligte uns, während wir die Abschnitte des ergreifenden Gedichts uns gegenseitig vorlasen.

In später Stunde erst, in Wellengedräng und Mondganz stießen wir ab vom schicksalsgeweihten Eiland.

Das Glöckchen.

Von Johann Jakob Jehli.

Man kann sich eine Sandwüste ohne quellfrische, blühende, mit Palmen und Riesenfaktus gesegnete Oase denken. Man vermag sich ein unendliches Meer ohne die kleinste rettende Insel auf der weiten, grauen Wasserfläche vorzustellen. Ebenso ein unübersehbares Eisfeld des Nordens, von dem nirgends der ersehnte Rauch des erwärmenden Feuers einer wirklichen Hütte emporsteigt. Aber es ist fast unmöglich, ein Gebirgsdörfchen zu finden, in dem nicht fast jedes Schulkind seinen Schlitten besäße, an dem ein klingendes Glöckchen klänge.

Mit sechs Jahren rutschte ich auf der ersten Bank vorn in der Schule. Eines Tages, im De-

zember, fielen die ersten Schneeflocken und tanzten vor den Schulfenstern. Mir ward es auf einmal gar festlich zumute, nicht anders, wie damals den hungernden Israeliten, als sie den erlabenden Mannaschnee begrüßt haben. Am folgenden Tag deckte ein tiefer Schnee die Erde, und alles, was Schüler hieß, zog einen Schlitten hinter sich her zur Schule, die auf der Dorfhöhe lag. Heimwärts aber konnte man fahren und wie! Der Weg war steil. Auch ich zog den meinigen an einer Schnur.

Aber mein kleines Knabenherz traf die erste, große Enttäuschung. Warum? Ich besaß doch auch meinen Schlitten wie die andern. Das ist